Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 60 (1956-1957)
Heft: 4

Artikel: Das babylonische Gärtlein
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-666083

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

gab es keine Diskussion über die Mentalität dieses Menschenschlages. Es war ein ausgeklügeltes und raffiniertes Spiel von seiten des Buben. Er liess nicht locker, er förderte mehr zutage als nur den Pass des Professors, doch Dinge, die wirklich nicht dem Professor gehörten. Und böse sagte dieser ein paar Mal «Si, si, si», aber das verfing beim Jungen wiederum nicht. Endlich hatte der Bub sein Opfer bezwungen. Professor Gamper betrachtete sich die Gegenstände, unter anderem auch Photographien, die ihm der Junge unter die Augen hielt, und die Studenten konnten nur aus dem vielsagenden Augenzwinkern des Reisebegleiters ahnen, was den Professor bezwungen hatte. Die Studenten sassen alle hinter dem Rücken ihres Lehrers .

Die ganze Geschichte fand für die übrigen Beteiligten ein etwas abruptes Ende. Man hatte zwar noch eine Ueberraschung: der Junge ass mit der Expedition, Professor Gamper verschob die Weiterreise um einen Tag und abends sah einer, wie der Junge vor dem Hotel auf und ab ging, wie der Professor dann zufällig vorbeikam und sich vom Buben entführen liess.

Die Expeditionen Professor Gampers hörten nachher keineswegs auf. Doch vom folgenden Herbst an begleitete ihn seine Frau, die er kurz vorher aus Imperia geholt hatte. Es war seine erste Frau, viel jünger freilich als er, aber mindestens so hübsch wie der junge Dieb, dessen Schwager der würdige Lehrer nun geworden war . . .

DAS BABYLONISCHE GÄRTLEIN

Die einst guten nachbarlichen Beziehungen verschlechterten sich mit jedem Nagel, den der Zimmermann Fridolin Egger in das morsche Gebälk seines baufälligen Häuschens schlug, mit jedem Ziegel, der auf dem bemoosten Dache ersetzt wurde.

Vor Jahren schon hatte er davon gesprochen, gelegentlich dem Nachbarn Jakob Erni seine kleine Liegenschaft zu verkaufen, um anderswo ein neues Heim zu erstellen. So quasi als Bestätigung dieses Planes hatte er es gebilligt, dass Erni seine neue, grosse Scheune dicht an die Hofgrenze baute und als Wetterschutz rechtwinklig gegen das Haus Egger einen Schopf vorspringen liess. Fridolin hatte sich einzig vorbehalten, diesem Schopfe entlang Bretter und Büscheli lagern zu dürfen. Das wurde ihm als selbstverständliches nachbarliches Entgegenkommen zugestanden.

Indessen wurde Ernis Geduld auf eine harte Probe gestellt. Zwar plante Fridolin nach wie vor, das neue Haus zu bauen, doch scheiterte das Vorhaben immer wieder aus zwei Gründen. Erstens fehlte es dem Zimmermann unglücklicher Umstände wegen dauernd am nötigen Gelde; zum andern wünschte er das Haus ausgerechnet auf dem Bühl zu erstellen, dort, wo der Nachbar ihm keinen Boden abtreten wollte. So blieb Fridolin Egger nichts anderes übrig, als in verbissenem Trotze sein uraltes Häuschen immer wieder zu flicken und wetterdicht zu halten. Der Nachbar Erni betrachtete dies verzweifelte Bemühen vorerst als ein taktisches Manöver, damit er sein Kaufangebot erhöhe, wozu er sich denn auch verschiedentlich bereit fand. Schliesslich ging ihm aber die Geduld aus, und er brach jeglichen Verkehr mit dem Nachbarn ab, auf eine Gelegenheit wartend, ihm seine leidwerchige Querköpfigkeit irgendwie heimzuzahlen.

Jedenfalls war inzwischen das nachbarliche Verhältnis so kühl und gespannt geworden, dass längst irgend eine gewitterhafte Entladung fällig war, um so mehr, als Fridolin Egger es plötzlich unter seiner Würde fand, das Lagerrecht an der Schopfwand, wie er es sonst jeden Frühling getan, mit ein paar freundlichen Worten zu erneuern und für die Gewährung sich mit gelegentlicher Hilfsbereitschaft erkenntlich zu zeigen. Als ein Jahr später der Zimmermann das letzte dürre Holz wegräumte und das Lager wieder richtete für eine neue Büschelbeige, beschloss Erni, ihm zu zeigen, was es geschlagen habe. Mitten in der Nacht ging er hin, räumte die Lagerstangen weg, grub dem Schopf entlang den Boden um und setzte in die Rabatte Begonien und Geranien. Als Fridolin am andern Morgen vors Haus trat, war er über die Neuerung nicht wenig erstaunt. Erst kribbelte und krabbelte es ihn in Händen und Füssen, der nächtlichen Gärtnerei den Garaus zu machen; doch besann er sich eines andern. Er liess am Abend die Buscheln doch herführen und schichtete sie mittels eines Pfahl- und Brettergerüstes über den Blumen an die Wand. Mit dieser Entgegnung hatte er im ganzen Dorfe die Lacher auf seiner Seite, was Jakob Erni selbstverständlich veran-

lasste, seinen Standpunkt noch klarer und unmissverständlicher zu verteidigen. Er erwirkte nämlich sogleich einen amtlichen Räumungsbefehl und heftete diesen in der folgenden Nacht über den Buscheln an die Schopfwand. Der amtliche «Fackel» schien jedoch Fridolin keinen grossen Eindruck zu machen. Zwar las er ihn, dann aber strich er ihn mit seinem dicken Werkblei zweimal durch, holte die Pistole und schoss vom entgegengesetzten Ende des Höfleins her mit dem ersten Schusse den Schnittpunkt der Diagonalen weg. Dann holte er zwei Geranienstöcke von seinem Küchenfenster und stellte sie links und rechts neben die ungewöhnliche Matchscheibe. Hernach begab er sich, als wenn nichts geschehen wäre, ins Nachbardorf an die Arbeit.

Es ist aber in Grillikon nicht alltäglich, dass mitten im Dorfe morgens früh geschossen wird. Die gefährliche Entwicklung des nachbarlichen Zwistes gab viel zu reden, und jedermann fand, es wäre an der Zeit, dass der Vorsteher oder der Gemeindeammann zum Rechten sehen sollten, ehe gar Mord und Totschlag entstünden. Natürlich besprachen auch die Schulkinder die zwar frevelhafte, irgendwie aber doch beachtenswerte und meisterhafte Art und Weise, wie der Räumungsbefehl quittiert worden war, das lag auf der Hand. Dass dann ausgerechnet ein Kind das erlösende Wort finden sollte, wurde in der Folge als besonders reizvolle Fügung betrachtet.

Es begab sich, dass eine Gruppe Buben und Mädchen auf dem Wege zur Schule vor dem Höflein des Fridolin Eggers stehen blieb, die graniumgeschmückte Buschelbeige betrachtete und flüsternd den Meisterschuss erörterte. Schliesslich erklärte Beth Merklin, die pfiffige Sechstklässlerin, man sollte über dem Zettel noch einige Blumenstöcke an die Rafen hängen, das wäre dann der Anfang eines babylonischen Gärtleins.

Das babylonische Gärtlein!

Mit diesem Ausspruche hatte Beth Merklein den zweiten Meisterschuss des Tages getan. Als nämlich die Schüler den Weg wieder unter die Füsse nahmen, entspann sich um das Stichwort «Babylon» eine rege Diskussion. Zwar hatte der Pfarrherr von Grillikon ab und zu schon behauptet, die moderne Jugend wüsste verflixt wenig von biblischer Geschichte und die Buben hätten weit mehr Beziehungen zu Sportgrössen wie Ferdi Kübler und Reto Delnon als zu den Aposteln und Propheten. An diesem Morgen aber hätte der Pfarrer sein blaues Wunder erleben können. Angesichts des ungemütlich und drohend sich zuspitzenden nachbarlichen Streites liess Beth Merklins Sprichwort schlagartig ein biblisches Wissen aufleuchten, wie es durch bloss trockenes und schulmeisterliches neugieriges Ergrübeln und Erfragen sonst nie hatte geweckt werden können. Jedenfalls erkannten die Kinder gefühlsmässig ganz richtig, dass, wie beim Turmbau zu Babylon, auch hier eine gewisse Sprachverwirrung schuld war an der gespannten Lage. Der Hochmut, der Stolz und die Starrköpfigkeit hatten offenbar den beiden Nachbarn die Sprache verschlagen. Und Beth Merklin, erfreut über das Echo, das ihr Wort gefunden, meinte: «Schämen sollten sich die beiden Männer, schämen, wie der Prophet Daniel gesagt hatte, sich schämen, ja, und Gras essen wie die Ochsen, die Haare wachsen lassen wie Adlerfedern und die Nägel wie Vogelklauen.»

Schon mittags ging Beth Merklins Ausspruch von Haus zu Haus, und jedermann fand, trefflicher hätte die Lage nicht charakterisiert werden können. Ja, so weit kam es, wenn man sich das Wort nicht mehr gönnte, und Egger und Erni gehörten eigentlich in einen Taubstummenverein. Leider aber fand niemand den Mut, dies den beiden Männern zu sagen und ihnen das Ungebührliche ihres Benehmens nahezubringen.

Zum Glück nahmen sich dann die Nachtbuben der Sache an. Schon in der nächsten Nacht malten sie mit Mening die Bezeichnung, welche das Mädchen dem Gärtlein gegeben, an die Schopfwand, hängten eine brennende Stallaterne an die Rafen und machten sich mit lautem Gejohle davon.

Den nächtlichen Lärm hörend, waren beide Nachbarn aus den Betten gefahren und in die Hosen geschlüpft, um nachzusehen, was denn los sei. Wie Fridolin Egger, durchs Küchenfenster schielend, die über den Buscheln schaukelnde Lampe gewahrte, murrte er etwas von verdammten Dummköpfen und wollte hinaus. Doch eben sah er Jakob Erni mit dem Tennleiterchen aus der Scheune kommen; dieser kletterte auf die Buschelbeige und riss die Lampe herunter. Plötzlich aber hob er sie wieder und leuchtete damit gegen die Wand, und jetzt sah Fridolin, dass dort etwas geschrieben stand. Schon machte sich aber Erni die Leiter hinunter. Da, bei Gott, er hatte offenbar der entdeckten Anschrift wegen vergessen, dass die Leiter eine Sprosse zu wenig hatte — er stürzte, die Lampe entfiel seiner Hand, schlug auf den Buscheln auf und zerklirrte. Sofort flammte

aus dem zum Teil dürren Reisig der Buscheln ein schauriges Menetekel auf ...

Im Nu stand nun Fridolin neben dem Nachbarn, half ihm wieder auf die Beine, dann rissen sie gemeinsam die brennenden Buscheln herunter und warfen sie in die Mitte des Hofes. Von dort malten die Flammen der Männer Schatten gespenstig an die Schopfwand, und auch der Zimmermann konnte nun entziffern, was die Nachtbuben in roten Lettern an die Bretter geschrieben hatten. «So, so!» knurrte er und kratzte sich hinter den Ohren. Dann reichte er dem Nachbarn die Hand und sagte: «Der Handel hat einen babylonischen Durst gemacht. Komm, trinken wir wieder einmal zusammen einen Schluck Most!»

Was die beiden Männer dann zu dieser mitternächtlichen Stunde in des Zimmermanns Küche alles besprochen haben, hat niemand erfahren. Es liess sich aber unschwer erraten; denn schon eine Woche später stand auf dem Bühl das Bauvisier. Als ein Vierteljahr später die Handwerker die bunten Taschentücher vom Aufrichtetännlein herunterholten, schien vorerst eines zuviel zu sein. Fridolin Egger erklärte aber, das eine Tüchlein, und zwar das grösste und schönste, gehöre Beth Merklin zum herlichen Dank dafür, dass es mit seinem lebendigen biblischen Wissen zwei närrische Männer von babylonischer Verwirrung befreit und damit den Bau des neuen Hauses ermöglicht habe. -hl

Edmund Finke

DIE MOLDAUMARKEN

Die Margareteninsel ist früher ein recht stilles Villenviertel in Budapest gewesen, den Sommer und die Sonntage natürlich ausgenommen. Schriftsteller, die es zu einem Bankkonto und einiger Berühmtheit gebracht hatten, schilderten die Insel als den Inbegriff der Vornehmheit Budapests, während das Volk behauptete, sie wäre eigentlich nur eine Art Rummelplatz mit den dazugehörigen Flüsteralleen, wo nebst «Palmkatzerln» an den Weidenbüschen im Frühjahr auch die verschiedensten Arten, Ab- und Unarten der Liebe gediehen.

Herr Mezaros, der berühmte Kriminalist von der Polizeidirektion am Franz-Josephs-Platz, sass im September 1938 im Spielzimmer der Frau Karlovsky und sagte soeben drei Sansatout an, als die Zofe hereinstürzte und Herrn Mezaros zum Fernsprecher rief.

Mezaros hob den Hörer ab. Inspektor Pállik teilte ihm mit, dass in der Dérek utca am Fusse des Sonnenberges in Ofen-Tabán während eines Herrendiners ein frecher Raub verübt worden war. «Nehmen Sie, bitte sehr, ein Taxi, Herr Kriminalrat. Wir sind in zehn Minuten dort.»

Pállik, der mit den Inspektoren Takász und Molnár, und dem Amtsarzt Dr. Stetka bereits vor ihm angelangt war, stellte den Herrn Kriminalrat den anwesenden Gästen vor, und gab ihm dann eine kurze Schilderung des Falles. Das Festmahl hatte um 17 Uhr 30 begonnen (es war jetzt 19 Uhr vorbei), und es waren nur Herren anwesend, acht Herren, durchwegs bekannte Philatelisten, deren Namen gelegentlich aller Veranstaltungen genannt wurden, die mit dem Sammeln von Briefmarken zusammenhingen. Herrn Czikos, dem Hausherrn, war es gelungen, aus der aufgelösten Ferrari-Sammlung einen prächtigen Satz gebrauchter Parale-Marken des Fürstentums Moldau aus dem Jahre 1858 um 80 000 Pengö zu erwerben, schon im Hinblick auf die seltene 81 Parale, blau, ein Gelegenheitskauf, der entsprechend gefeiert werden musste.

Die Marken waren nach dem Essen rund um den Tisch herumgereicht worden. Jeder der Gäste, Török, Szendy, Szalay, Sip, Spolarits, Balogh und Posch, hatte die vier kostbaren Marken, die sich in einer Zelophonhülle befangen, in der Hand gehabt. Als Herr Balogh die Marken unversehrt dem Hausherrn Czikos zurückreichte, war plötzlich das elektrische Licht erloschen, ein dumpfer, undeutlicher Lärm wurde vernehmbar, ein Fluch, das Geräusch eines Schlages — es klang, sagte Spolarits aus, als ob jemand mit einem Stock an einen hohlen Kürbis geklopft hätte, eine Aussage, die in Anbetracht des durch einen Hieb auf den Schädel des betäubten Herrn Aladar Czikos einen unangenehmen, zynischen Eindruck machte — worauf nach ein, zwei Minuten völliger Dunkelheit der Kammerdiener Stephan Bocsor auf die glorreiche Idee kam, das Licht wieder anzudrehen. Es wurde festgestellt, dass Herr Czikos unter dem runden Tisch lag und die Moldaumarken verschwunden waren. Neben dem Hausherrn lag eine leere Champagnerflasche, und es konnte ohne